



Wie alles begann

»Dieser Mistkerl!«

Mit zusammengepressten Lippen und geröteten Wangen stürmte ich durch die Tür, die von unserer Garderobe in einen kleinen Laden mit Krimkrams führte. Zum einen war selbst gezüchtetes Obst und Gemüse vorhanden, zum anderen gab es alte Spielsachen, mit denen ich einmal gespielt hatte, vor allem aber standen die Gemälde herum, die meine Mum malte. Sie war eine leidenschaftliche Malerin, der Haken war nur, dass sich nichts verkaufte.

»Dieser verfluchte Mistkerl!«, knurrte ich nochmals, während ich auf meine Mutter zuging, die völlig niedergeschlagen am Boden vor der Theke saß. Ihr braun-blondes Haar kringelte sich frech und hing ihr wirr ins Gesicht. Heute hatte sie ihre Locken definitiv nicht gekämmt. Mein Blick wanderte von ihren Haaren weiter abwärts zu ihrer geröteten, spitzen Nase, danach zu den ebenso geröteten Wangen, bis ich bei ihrem Kinn ankam. Mit traurigem Kopfschütteln schweifte ich mit meinem Blick nach links und entdeckte dutzend gebrauchte Taschentücher. Ach Mum. Sachte ließ ich mich neben ihr nieder. Da endlich sah sie mich an. Ihre rehbraune Iris, die sonst immer so viel Liebe ausstrahlte, war heute ganz glasig. Augenringe zeichneten sich um ihre Augen ab und ließen sie traurig, müde und mitgenommen wirken.

»Du hast wieder geweint«, stellte ich fest und versuchte, mir meine Wut nicht anmerken zu lassen. Meine Mutter schüttelte den Kopf, als wolle sie es bestreiten, doch als ich sie mit zusammengekniffenen Augen anschaute, seufzte sie und nickte.

Ich sah auf meine Uhr. »Es ist der 18. Juni. Na klar musst du heute weinen. Natürlich.« Meine Stimme war mit scharfer Ironie gefüllt. »Es ist ja nicht so, als wäre es nicht schon zwölf Jahre her.«

»Jane, mein Mäuschen, bitte hör mir zu ... «

Sie wollte nach meiner Hand greifen, doch bevor wir uns berührten, sprang ich auf. »Nein, Mum! Du hörst mir jetzt zu! So kann es nicht weitergehen. An jedem Todestag dasselbe. Dieser verfluchte Mistkerl!«

»Jane Cassandra Taylor!«, rief Mum aus, worauf ich zusammenzuckte und sofort zu sprechen aufhörte. Wenn sie meinen vollständigen Namen sagte, war nicht mehr zu spaßen. »Dad. Nicht Mistkerl. Ich kann dir nicht zuhören, wie verächtlich du deinen Vater nennst. Hab' ein bisschen Respekt vor ihm.«

»Respekt?« Ich lachte gekünstelt. »Respekt vor dem Mann, der vollkommen betrunken in ein Auto gestiegen ist, obwohl er doch wusste, dass zu Hause eine Frau und ein Kind auf ihn warten?«

Mit jedem Wort, das ich sagte, wurde ich lauter und Mum blasser. Es war unfair, meine Wut auf meinen Vater an ihr auszulassen, aber es konnte doch unmöglich wahr sein, dass sie nach zwölf Jahren immer noch um ihn trauerte! Das hielt ich nicht aus, denn es war nicht normal. Obwohl, was lief bei uns schon *normal*? Ich seufzte.

»Er hat nicht getrunken«, verteidigte sie ihn und riss mich somit aus den Gedanken. »Der Unfall ist nicht seine Schuld gewesen. Wie oft muss ich dir das noch –«

»Mein Gott, Mum!« Ich sah sie fassungslos an. »Nimmst du ihn etwa immer noch in Schutz? Nach all den Jahren? Das glaub ich jetzt nicht! Das ... «

»Du bist ihm so ähnlich«, flüsterte sie plötzlich und ließ mich abrupt innehalten.

Ich blinzelte. »Was?«

»Du bist manchmal genau wie dein Vater. Stur, misstrauisch und trotzdem gütig und liebenswürdig.« Ein liebevolles Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, als sie in den Erinnerungen schwelgte.

»Ich bin nicht wie der Mistkerl!«, fauchte ich. »Nur weil ich sein verdammtes rotes Haar, seine übertrieben auffallenden Augen und seine Sommersprossen habe, heißt das noch lange nicht, dass ich

wie er bin! Er war ein Schwein, ein verfluchter Säufer, der dich jedes, jedes Jahr weinen lässt!«

Ich biss mir auf die Lippen, damit nicht noch ein gemeiner Kommentar meine Lippen verlassen konnte. Es folgte ein unangenehmes Schweigen. Im Hintergrund rauschte der Fernseher, Mum putzte sich geräuschvoll die Nase und fing wieder an zu weinen. Diesmal war ich mir aber nicht sicher, ob es nur wegen des Mistkerls war.

Ich rieb mir nervös die Handgelenke. Blutorange Farbe wand sich wie ein Reif um sie. Es sah aus wie eine Art Sonnenbrand, nur blieb dieser Abdruck für immer. »Tut mir leid, Mum. Ich bin eine solche Idiotin. Anstatt dich irgendwie aufzumuntern, bin ich so gemein zu dir.« Ich seufzte traurig und ließ dabei den Kopf hängen. »Was bin ich nur für eine Tochter?«, dachte ich laut und verzog verschämt das Gesicht. Mum brauchte mich in solchen Situationen doch so dringend als Stütze.

»Sag sowas nicht. Du bist das Beste, was mir je passieren konnte, Mäuschen.«

Ich sah auf, ein wenig lächelnd. »Oh, Mum«, wisperte ich. Vor ihr kniend nahm ich ihre Hand in meine. »Ich hab' dich lieb.« Darauf drückte meine Mutter sie fast ein bisschen zu fest, doch ich ließ mir nichts anmerken und drückte zurück. So saßen wir da und hörten dem Ticken der Uhr zu. Eigentlich müsste ich zur Schule, aber wenn meine Mum so drauf war, konnte ich sie unmöglich allein lassen. Da war Schwänzen drin. Da musste man sogar schwänzen.

Die Stille zwischen uns sorgte dafür, dass ich gedankenverloren dem Fernseher zuhörte.

»Das zweite Mittelalter. So wird dieses Jahrhundert mehr und mehr genannt. Seit dem Beginn des Internets ist der Menschheit kein weiterer Durchbruch in der Wissenschaft gelungen. Wenn man rechnet, ergeben das mehr oder weniger 60 Jahre. Stellen Sie sich das mal vor! 60 Ja-«

Mum griff nach der Fernbedienung, worauf das Bild schwarz wurde. Ich verstand sie. Schon tagelang – nein jahrelang – diskutierten die Leute über dieses Thema. Die Wissenschaft machte keine Fortschritte mehr und so weiter und so fort – na und? So wie man anfangs des 21. Jahrhunderts gelebt hatte, war ja nicht schlecht.

»Du, Mäuschen«, begann Mum mit krächzender Stimme zu sprechen.

»Hmm?«

»Ich halte es hier nicht mehr aus. Diese Insel macht mich verrückt. Ich – ich will nach Hause.« Ihre Stimme war nur noch ein Flüstern.

»Du *bist* Zuhause, Mum«, entgegnete ich mit fester Stimme und drückte aufmunternd ihre Hand.

»Nein. Mein Zuhause ist und bleibt die Schweiz. Auch wenn ich nun schon zwölf Jahre in Kea bin.«

Unsere Blicke trafen sich, während meine Augenbrauen sich zusammenzogen. »Du willst doch nicht in die Schweiz ziehen, Mum? Sag mir, dass du das nicht in Erwägung ziehst.« Ohne es zu wollen, hatte ich einen leicht drohenden Ton angenommen.

»Mäuschen, ich ... « Sie verstummte. Doch sie brauchte nichts mehr zu sagen, denn ihr Blick stand für tausend Worte.

»Nein!« Ich ließ ihre Hand los und sprang auf.

»Jane ... «

»Nein, Mum! Hier ist mein Zuhause! Dass mein Heimatland auf den Papieren die Schweiz ist, ist mir egal! Für mich ist *das* hier Zuhause!«

Eine Träne rann ihr nun die Wange hinunter und sie rang nach Luft. »Ich – ich will nach Hause, Mäuschen.«

Mir lief einen Schauer über den Rücken, da sie so verzweifelt klang. »Mum.« Meine Stimme bröckelte. »Bitte zwing mich nicht, diesen Ort zu verlassen.«

Wir sahen uns an, Mum um Worte ringend, ich niedergeschlagen und traurig. Schlussendlich, als trotzdem nichts von ihren Lippen kam, kehrte ich ihr den Rücken zu und verließ den Laden durch eine Tür, die zur Garderobe führte. Rasch schlüpfte ich in ein paar Schuhe, stülpte mir einen gekürzten Pulswärmer über die Handgelenke, um sie zu verdecken, und hievte meine Schultasche über den Kopf, während ich nach draußen stürzte. Erleichtert atmete ich die frische Sommerluft ein, gleichzeitig versuchte ich, den Streit mit Mum aus meinen Gedanken zu verbannen. Ich roch nicht nur den Sommer, auch der Geruch von Salz stieg mir in die Nase. Kaum hörbar atmete ich

ein und genoss es, mit verträumtem Blick auf das Meer zu starren, das jedes Mal, wenn es auf die Küste traf, aufschäumte.

Die griechische Insel Kea besaß eine überwiegend steile Küste. So kam es auch, dass es vor unserem Haus felsig und karg war. Dafür hatten wir aber einen wunderschönen Ausblick aufs Meer. Manchmal schlich ich mich nachts nach draußen, saß auf einem Stein und beobachtete das Wasser, in dem die gespiegelten Sterne tanzten. So fand ich stets Ruhe, wenn ich einmal Zeit für mich brauchte. Ich liebte meine Mum sehr, aber das Leben mit ihr brauchte Nerven. Wir lebten an der Ostküste und nicht wie die meisten anderen Inselbewohner an der Nordküste oder im Hauptort Ioulis, wo zwar Wälder die Landschaft prägten, aber keine Ruhe herrschte. Da es auf dieser Insel so wunderschön war, wurde sie leider auch in jeder Jahreszeit von Touristen überrannt. Zum Glück stand unser Haus an einem Ort, wo Urlauber nur selten vorbeifuhren.

Eine Weile noch betrachtete ich den Horizont, bevor ich mich vom schönen Anblick losriss und mich nach meinem Fahrrad umsah. Mein in einem knalligen Rot angesprühtes Velo lehnte an der Hauswand. Schnell schnappte ich es mir, rannte ein Stückchen, um es in Schwung zu bringen, und sprang knapp vor der Ausfahrt auf.

Zu spät sah ich das Auto, das mit 50 Kilometern pro Stunde vor unserem Haus vorbeifuhr. Ein Schrei entfuhr meiner Kehle, während ich meinen Lenker herumriss, um so gut wie möglich auszuweichen. Durch den plötzlichen Richtungswechsel schwankte mein Fahrrad, was mich aus dem Gleichgewicht brachte. Ich versuchte, mich noch irgendwie zu retten, hatte aber keine Chance. Das Velo fiel mit mir zu Boden und ich spürte gleichzeitig den Luftzug des mich streifenden Autos.

Mein Herz hämmerte wie verrückt, sodass ich es sogar in den Ohren pochen hörte. Das Blut wich mir aus dem Gesicht und meine Hände zitterten unkontrolliert. Ich atmete hörbar ein, was aber meinen Puls nicht dazu bewegen konnte, sich zu senken. So blieb ich eine Weile liegen. Mit den Beinen in den Speichen eingeklemmt, schwer atmend und die Augen geschlossen. Dann begann ich, ein Bein nach dem anderen zu bewegen und stellte mit Erleichterung fest, dass mir

nichts wehtat. Doch ich fühlte mich nach wie vor unfähig aufzustehen. Das war vermutlich dem Schock zu verdanken.

Aus dem Augenwinkel bemerkte ich, dass das gelbe Auto angehalten hatte. Es handelte sich um einen Oldtimer der Marke Chevrolet. Natürlich war mir sofort klar, wer die Fahrerin sein musste. Nur eine auf dieser Insel fuhr einen solchen Wagen.

Die Fahrertür wurde mit Hektik aufgestoßen und eine junge Frau stieg aus. Naja, man könnte meinen, dass es sich um eine junge Frau handelte, sie sah wirklich wie achtzehn aus. Aber da täuschte man sich gewaltig. Li Zhang war diesen Monat gerade einmal 15 geworden, so wie ich. Sie fuhr nur deshalb schon Auto, weil es wenige Polizeikontrollen gab.

»*Wo de tian a, Jay? Jay!*«, rief sie, während sie in ihren High Heels auf mich zu tänzelte. Li Zhang kannte man nur mit Absatzschuhen, da sie den Größenabstand zwischen uns zu verringern versuchte. Mit ihren ausgewachsenen eins fünfundfünfzig hing mir meine chinesische Freundin nämlich siebzehn Zentimeter nach.

»s tut mir wahnsinnig leid! Jay? Alles 'n Ordnung?« Sie kniete vor mir und berührte vorsichtig mein Gesicht. Ich zuckte wegen ihrer kalten Hände zurück.

»Geht schon«, nuschelte ich und versuchte, mich vom Fahrrad zu befreien.

»s dritte Mal, 's verdamnte dritte Mal!« Ihre Lippen bebten, während sie mir half, indem sie das Velo anhub, worauf ich auf allen Vieren rückwärts ins Freie krabbeln konnte. »Wenn's so weitergeht, bring ich dich irgendwann noch um«, murmelte sie weiter vor sich hin, nach wie vor völlig aufgelöst, »irgendwann ... «

»Komm doch einfach früher«, meinte ich tonlos, weshalb mein Versuch, die Situation aufzuheitern, klaglos scheiterte.

»Oh *Jay*, damit ist nicht zu spaßen!« Sie funkelte mich wütend an und wollte noch einmal vorsichtig mein Gesicht betasten. Bevor das geschehen konnte, zuckte ich zurück und rappelte mich auf. Der Schock war anscheinend vorüber.

»Mir geht's gut.« Als ich ihren durchbohrenden Blick spürte, fügte ich hinzu: »Wirklich.«

Li musterte mich ein letztes Mal, bis sie selbst davon überzeugt war und kehrte mir dann den Rücken zu, um das rote Fahrrad zu packen. Wegen meinen immer noch zitternden Händen war ich Li keine besonders große Hilfe, die mit viel Mühe versuchte, das Fahrrad im Kofferraum zu verstauen. Schließlich schafften wir es gemeinsam.

»Wieso fährst du überhaupt so wütend und siehst dabei aus wie 'ne Waghalsige?«, fragte sie, während sie auf dem Weg zur Fahrertür war.

»Sagt die, die ohne Fahrausweis mit 50 Stundenkilometern unterwegs ist, dabei wären nur 30 erlaubt.« Das kam schärfer, als beabsichtigt. Ich seufzte. »Mum hat wieder einmal geweint«, gab ich doch noch eine Antwort auf die Frage. Da Li mich gut kannte, wusste sie, dass nach dem Weinen Streit folgte. Sie gab ein leises »Oh« von sich und blieb stehen. Ach, die gute, alte Li. Sie spürte es einfach, wenn ich nicht darüber sprechen wollte. Wir starteten uns eine Weile an, Lis Blick war, obwohl sie es zu vermeiden versuchte, mitleidig. Ich hasste es, wenn man Mitleid mit mir hatte, was sie nur zu gut wusste. Mit einem Kopfschütteln wandte ich mich ab. »Lass uns jetzt fahren, ansonsten kommen wir zu spät.«

Sie setzte ihre Sonnenbrille auf. »Das schert mich kein bisschen.«

Ich lächelte. »Doch, ich glaube schon, vor allem, wenn ich es deiner Mum erzählen würde«, feixte ich. Lis Mutter war eine sehr strenge Frau.

»Wag's ja nicht!«, knurrte sie spielerisch drohend und ich war froh darüber, dass die Stimmung sich langsam aufzulockern begann. Ich stieg nach Li ins Auto. Glücklicherweise fuhr sie nicht schon los, da die Tür noch offenstand. Zugetraut hätte ich es ihr nämlich. Als der Chevrolet startete, gab er laute, röchelnde Töne von sich, woran man merkte, dass er nicht aus diesem Jahrzehnt stammte.

Nach einem längeren Schweigen blickte mich Li von der Seite an. »Heute seh'n wir vielleicht Connor.«

»Wen?« Verdutzt runzelte ich meine Stirn.

»Connor O'Leary«, wiederholte sie und als ich darauf immer noch keine Reaktion zeigte, verdrehte sie die Augen. »Ach Gott, du bekommst ja gar nichts mit! Du kannst froh sein, dass du mich hast, ehrlich.« Die Ampel vor uns sprang auf Rot, weshalb Li eine Voll-

bremmung machen musste. Der Sicherheitsgurt grub sich eng in meinen Hals. Ich verzog mein Gesicht, lockerte ihn und während ich die Ampel anstarrte, presste ich die Lippen zusammen. Ungeduldig trommelte ich mit vier Fingern auf das Armaturenbrett. »Wenn wir schon beim Thema sind«, nahm Li den Faden wieder auf und klang dabei ironisch. »Du solltest wie wir alle in Ioulis leben, so müsste ich nämlich nicht 'nen Umweg fahren, um dich abzuholen, wenn ich schon mal Papas Auto ausleihen darf!«

»Du machst das alles aus freiem Willen«, erwiderte ich schmunzelnd.

»Jaah, das ist ja das Schlimmste an allem und darum solltest du froh sein, dass du mich hast«, grinste sie. »Nein, also, zurück zu Connor... «

»Zum Gesprächsthema Nummer eins bei den Tratschtanten, wenn ich raten darf?«

»Jep, du hast es erfasst«, gab sie zu und versuchte vergebens, nicht zu grinsen.

Ich seufzte, glitt kopfschüttelnd tiefer in den Sitz und sah über die Brücke hinweg. Diese führte über eine Schlucht, die mich wahnsinnig faszinierte. Wenn Sonnenstrahlen auf ihren Felswänden tanzten, sah sie wunderschön aus. Die Schule schätzte sie genauso wie ich, denn sie hatte eine Tradition eingeführt, die besagte, dass jeder im dritten Schuljahr mit seiner Klasse in einem Propellerflugzeug die Aussicht von oben genießen durfte.

Endlich sprang die Ampel auf Grün und wir brausten los. Durch das plötzliche Gas ächzte der Oldtimer. »Willst du nicht wissen, was es mit dem mysteriösen Connor auf sich hat?«, wollte Li wissen.

»Nein, eigentlich nicht.«

Ohne eine Antwort abgewartet zu haben, begann sie, aufgeregt zu erzählen. Gelaugelt stellte ich den Ellenbogen auf die Autotür, stützte meinen Kopf daran ab und hörte nur mit halbem Ohr zu. Ich mochte meine Freundin sehr, aber manchmal konnte sie mich mit ihrem unnatürlichen Interesse an Klatsch einfach nur nerven. Seufzend starrte ich die vorbeiziehende Landschaft an und driftete mit meinen Gedanken ins meilenweite Nichts ab.

»Ob er noch Geschwister hat, ist unklar«, drang ihre Stimme nun wieder glasklar zu mir hindurch, »da er bis jetzt allein im alten Anwesen wohnt. Stell dir bloß vor, ich dürfte schon mal umziehen und meine Familie kommt erst nach Wochen nach! Stell dir vor, 'n Haus für dich allein, ohne nervige Geschwister!«

Li hatte zwei kleine Schwestern, die Zwillinge waren und einen großen Bruder, der schon seit längerer Zeit aus der Schule war und wie sie selbst noch in China geboren wurde. Die Zwillinge kamen in Kea auf die Welt, sie lebten also schon fünf Jahre hier. Ich beneidete sie darum, Geschwister zu haben. Li fand es aber »sowas von nervig«, wie sie andauernd lamentierte. Ich konnte sie nicht verstehen, da ich mir schon immer eine etwas größere Familie oder zumindest beide Elternteile gewünscht hatte.

»Und ... ?«, forderte mich Li auf.

Verwirrt warf ich ihr einen Seitenblick zu. »Was, und?«

»Was hältst du von alldem?«

»Naja, mir wäre es lieber, wenn Geschwister dabei wären«, teilte ich ihr meine Gedanken mit.

Darauf wiesen ihre Augen Mitleid auf, aber sie riss sich zum Glück rasch wieder zusammen. »Darum geht's jetzt nicht! Was hältst du von ... ach, was nützt das eigentlich, dich interessiert's sowieso nicht.«

»Doch, doch«, log ich schnell. »Nun ja, nach deiner ähm – außerordentlich spannenden Geschichte frage ich mich, warum das so viele interessiert. Himmel, dieser Typ ist ja nicht der erste, der hierherzieht!«

»Es ist doch offensichtlich, warum.«

»Ach ja?«

»Denk mal scharf nach ... « Das half mir nicht weiter, ich zuckte mit den Schultern, weshalb sie es aufgab und verkündete: »Er soll verdammt schön sein. Ein Traum, sagen viele.«

»Oh, Li.« Ich schüttelte den Kopf, dabei fuhr ich mir einmal durchs Haar und starrte gedankenverloren nach draußen. »Dir ist schon klar, dass er kein Halbgott ist, oder?«

»Na klar weiß ich das. Aber vielleicht ist er ja Spider-Man.«

Ich drehte mich in ihre Richtung um und sah, wie sich ein breites Schmunzeln auf ihrem Gesicht ausbreitete, bis sie schließlich auf-lachte. Auch auf meine Lippen stahl sich ein Anflug eines Lächelns, da es so typisch Li war. Meine Freundin liebte Superhelden, weshalb man sie mit einfachen Dingen glücklich machen konnte: Sie zu einem Spider-Man-Filmabend einladen zum Beispiel. Oder man beschenkte sie mit elektronischem oder mechanischem Zeug. Sie war sehr begabt darin, solche Dinge auseinanderzunehmen und wieder zusammenzu-flicken. Darum nannte ich sie oftmals auch ein Technikfreak.

Ich beugte mich vor und stellte das Radio ein. Li begann sofort, lautstark mitzusingen, nach einer Weile stieg auch ich mit ein. So verbrachten wir den restlichen Schulweg, Musik hörend, lachend und singend und ich war echt froh, dass niemand in Reichweite war und unseren schrägen Gesang mitbekam.

Nach zehn Minuten kam Ioulis mit seinen beinahe flachen Haus-dächern und den kalkweißen Wänden in Sicht. Die meisten Fens-terrahmen dieser Stadt waren passend zu den Ziegelsteinen orange gestrichen. Während ich die Häuser musterte und wie jedes Mal ihrer Schönheit verfiel, drosselte Li mit den Zähnen knirschend das Tempo. Touristen standen mitten auf der Straße und bestaunten die Gegend. Li musste mindestens fünf Mal hupen, bis sie begriffen, dass sie gemeint waren. Meiner Freundin war die Wut anzumerken.

Jetzt tauchte die Schule allmählich auf, doch da auch hier der griechische Baustil angewendet worden war, würde es ein Tourist nicht von den anderen Gebäuden unterscheiden können. Li nahm den Fuß vom Gaspedal und fuhr langsam in das Schulareal ein. Sofort konnten wir einen Blick auf das traditionelle Feuer erhaschen, das jeden Morgen angezündet wurde. Es sollte dafür sorgen, dass sich jeder wohlfühlte, da Wärme Geborgenheit bedeutete. Viele Schüler nutzten es aber, um Zigaretten anzuzünden. Auch heute stand eine Gruppe dort, lachte und rauchte zusammen. Als wir an ihnen vor-beifuhren, ließ Li den Motor aufheulen. Ich schüttelte, mir auf die Lippe beißend, den Kopf, stellte die laute Musik ab und machte mich möglichst klein. Nach mehreren Anläufen, den Wagen gut zu parken, stiegen wir aus und schafften es, nach langem Murksen und Stöh-

nen, das Fahrrad aus dem Kofferraum zu nehmen. Ich stellte es zu den anderen Velos und band es an einen Baum.

»Wen haben wir denn da?«, rief eine spöttische Stimme zu mir hinüber, was mich und Li aufhorchen ließ. Wir beachtetten das Mädchen aber nicht weiter, das lässig an einem Pfahl lehnte und von ihren kichernden Freundinnen umgeben war. Sie war groß gewachsen und ihre schlanke Figur betonte sie mit einem engen Guess-Pullover, der perfekt zu ihrem rabenschwarzen Haar passte. In demselben Schwarz baumelte eine Louis Vuitton Handtasche an ihrem Arm. Ihre Jeans musste ebenfalls von einer teuren Marke stammen, so wie man Phoebe Tunk kannte. Sie hob die Augenbraue und sah mich herausfordernd an. Doch ich lief einfach an ihr vorbei und tat so, als ob ich nichts gehört hätte.

»Mäuschen, nicht so unfreundlich, bitte«, flötete sie sarkastisch und ihre beiden Anhängerinnen lachten über den Kosenamen. Leider hatten sie einmal mitbekommen, wie Mum mich nannte.

»Beachte sie nicht, Jay«, wisperte mir Li zu und zog mich näher an sich. Es war eine beschützende Geste.

Phoebe Tunk, Li und ich waren die einzigen Ausländer an der Hochschule. Nun ja, *Ausländer* war definitiv etwas übertrieben, denn ich hatte den griechischen Pass schon länger und Li würde ihn in fünf Jahren erhalten. Phoebe Tunk jedoch war erst vor einem Jahr hierhergezogen. Dass sie es geschafft hatte, sich in einem Jahr ihren britischen Akzent abzugewöhnen, erstaunte mich wirklich. Leider hatte sie in diesem Jahr Gefallen daran gefunden, mich zu schikanieren, aus welchem Grund auch immer.

»War deine Mami heute wieder einmal nicht gut drauf? Hat sie geweint?« Irgendwie merkte sie anhand meines Gesichtsausdruckes, dass sie ins Schwarze getroffen hatte. »So eine schwache Mami. Stets am Weinen. Wegen ihren Depressionen nimmt sie doch Drogen, nicht wahr? Weil sie zu schwach ist, um –«

Ich befreite mich aus Lis Umklammerungsgriff und wirbelte herum, während Wut in mir hochkam. Meine Wangen waren vor Zorn gerötet. »*Meine Mum nimmt keine Drogen*«, brüllte ich, »und sie ist nicht schwach! Erzähl keine Lügen, du Miststück!«